

17. Jahrgang. • Heft 10. • Januar 1919.

Oberschlesien

Monatschrift zur Pflege der Kenntnis und zur Vertretung
der Interessen Oberschlesiens

zugleich

Organ des Oberschlesischen Museums in Gleiwitz
und der Gustav Freytag-Gesellschaft zu Kreuzburg.

Herausgeber: Studienrat Dr. P. Knöfel.

Die Monatschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal.

Bezugspreis vierteljährlich Mark 3.—.

Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagstuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.S.,
entgegen.

Volkshochschulen in Oberschlesien.

Vom

Herausgeber.

Die Bewegung für Gründung von Volkshochschulen schreitet durch die deutschen Lande. Auch durch die Provinz Schlesien. Erst jüngst ist eine Volkshochschule in Görlitz eröffnet worden, Glogau plant ebenfalls eine.

Je geläufiger ein Wort wird, je mehr es durch den Mund vieler Menschen geht, um so größer ist die Gefahr, daß es einfach nachgesprochen wird, ohne daß man sich Rechenschaft über seine tiefere Bedeutung gibt. Die Befürchtung, daß auch das Wort Volkshochschule dieses Schicksal erleiden kann, ist nicht auszuschalten. In der Zusammensetzung seiner zwei Teile scheint es ja allerdings klar zu sein. Was eine Hochschule ist, weiß jeder. Und doch muß gerade wegen des ersten Teiles des zusammengesetzten Wortes auch darüber etwas gesagt werden.

Hochschule ist eine Verdeutschung des Wortes Universität, und zwar eine gute, wenn auch keine wörtliche. Die alte universitas literarum bot allen, die es konnten und wollten, die Möglichkeit des Studiums der Wissenschaften, d. h. alles dessen, was im Mittelalter und

in der Humanistenzeit als Wissenschaft angesehen wurde, vor allem der Gottesgelehrtheit. Wer sich ihnen zuwandte und sein Studium vollendete, hob sich dadurch über die große Masse empor und wurde Mitglied eines neuen, kräftig sich entwickelnden Standes; denn der Bürger der gelehrten Republik, der ja zumeist dem dritten Stande angehörte, stellte sich kühn neben den herrschenden des Adels, ja man kann für eine größere Anzahl Mitglieder des geistigen Staates behaupten, daß seine akademische Würde ihn adelte; mit einer solchen ausgestattet konnte er schließlich neben dem Edelmann, den sein Stand von Anfang an dazu geeignet machte, in die Schar der höheren Beamten eintreten. Wir haben Beispiele, daß selbst der Sohn des erbuntertänigen Bauern, dem sein Grundherr das Studium gestattet hatte, zu hohen staatlichen Stellungen emporstieg.

Durch all das aber trat eine Trennung von dem ein, was man gewöhnlich unter Volk versteht.

Im 19. Jahrhundert hörte allerdings die alte humanistische Universität auf, ein *universitas literarum* zu sein. Packte man auch zunächst, besonders in die philologische Fakultät, alles Mögliche hinein, was mit Philologie nichts zu tun hatte, so machte sich doch der neue Geist mit Gewalt geltend und forderte die Begründung von Fachhochschulen. Deren Besuch blieb aber zunächst noch an die Reifeprüfung der Gymnasien gebunden, und als diese vor einigen Jahrzehnten sich ihrer Vorrechte zugunsten der realen Anstalten zum größten Teil begeben mußten, blieb immerhin, wenn auch nicht mehr in der alten Schärfe, der Unterschied zwischen Akademikern und Nichtakademikern bestehen.

Wir werden der Erklärung des Begriffes Volkshochschulen näher kommen, wenn wir uns kurz den Verhältnissen zuwenden, die zur Begründung der ersten Volkshochschulen geführt haben. Das geschah in Dänemark, und ihr Schöpfer war der in der dänischen Geistesgeschichte hochbedeutsame Theologe Grundtvig (1783—1872). Er sah die Kluft, die zwischen den humanistisch Gebildeten und den Übrigen tief gähnte, die ersteren als bildungsstolze Kaste von den anderen abschloß. Er sah aber auch die große Bildungsmöglichkeit desjenigen Teiles, den wir hier kurz einmal Volk nennen wollen. Wohl rekrutierten sich die Akademiker auch aus diesem, aber damit schieden sie, wie gesagt, auch aus ihm aus. Wohl würdigte der hochgebildete Grundtvig die Bildung, die sich auf dem klassischen Ideal aufbaute, aber er glaubte die humanistische Schule wegen ihrer Einseitigkeit bekämpfen zu müssen, vor allem auch, da sie in der Verfolgung eines fremden Ideals das Nationale vernachlässigte. Doch es kommt noch etwas anderes Wichtiges hinzu. Der Besuch der Lateinschule, d. h. des humanistischen Gymnasiums, war (und ist heute mehr denn

je) den meisten nicht Selbstzweck, um sich mit der Geisteswelt der Alten vertraut zu machen, sondern nur das Mittel, um dadurch zum Studium und so zur Erlangung der dadurch erreichbaren Stellungen zu kommen. Durch dieses Ziel wird der Zweck der humanistischen Bildung, eben human, d. h. ein Mensch edelster Bildung zu werden, mindestens verdunkelt, das Äußerliche siegt über das Innere.

Grundtvig verkennet die Bedeutung des Humanen und also auch des Klassischen nicht, aber es soll nicht die Domäne einer abgegrenzten Kaste sein. Aus ihr sollen dem ganzen Volke Kräfte zufließen, ihm eine zugleich auf nationaler und christlicher Grundlage beruhende allgemeine Bildung zuteil werden. Es ist hier nicht unsere Aufgabe weiter auszuführen, wie diese Grundgedanken sich entwickelt haben, wie aus ihnen das heut in Dänemark blühende Volkshochschulwesen hervorgegangen ist. Dänemark ist vorwiegend Agrarstaat, und damit liegen die Verhältnisse schon an sich anders, als bei uns in Deutschland, vor allem auch in dem bedeutungsvollsten Teile Oberschlesiens, dem Industriebezirk. Auf Grundtvigs Schultern hat sich, im Gegensatz zu den ästhetisierenden Bestrebungen von Georg Brandes, eine eigentümliche Bauernkultur entwickelt; die Volkshochschulen dieses Landes sind, wenn sich auch die verschiedensten Kreise als Hörer an ihnen beteiligen, vorwiegend Bauernhochschulen. Wenn damit in gewissem Sinne hier der Begriff Volk erläutert erscheint, so entsteht für uns die Frage, wie wir ihn bei uns auffassen sollen. Denn gerade dieses Wort schillert bei uns in allen möglichen Farben. Bald bedeutet es im Gebrauch des Tages die Gesamtheit der Bevölkerung eines Staates, bald die völkische Zusammengehörigkeit, bald aber auch die unteren sozialen Schichten. Die politische Phrase bringt noch mehr Verwirrung hinein, indem sie gerade diese Schichten zum Träger des sogenannten Volkswillens zu machen sich bemüht und sie damit unter Beiseiteschiebung der anderen mit dem Begriffe Volk als Gesamtheit der Staatsbürger gleichsetzt.

Aber solche Unklarheit hinaus müssen wir zu einer bestimmten Fassung des Begriffes kommen, und diese kann keine andere sein, als daß wir unter Volk die Gesamtheit aller in einem staatlich umgrenzten Kreise lebenden Menschen beiderlei Geschlechts verstehen, in unserem Falle also die ganze Bevölkerung des Regierungsbezirks Oppereln. Das ist natürlich zunächst reine Theorie. In der Praxis scheiden ja vorerst natürlich die akademischen Kreise aus, die sich ihre Bildung auf den bisherigen Hochschulen geholt haben, wenngleich nicht ausgeschlossen ist, daß auch sie von der Volkshochschule noch Nutzen ziehen können und in manchen Fällen auch werden. Es scheiden ferner diejenigen

Schichten aus, die nach ihrer Vorbildung die Volkshochschule mit Nutzen gar nicht besuchen können, ganz abgesehen von der praktischen Unmöglichkeit. Was bei der kulturell höher stehenden bäuerlichen Bevölkerung Dänemarks bis in die abgelegensten Dörfer möglich ist, würde sich eben bei uns noch als unmöglich erweisen, schon der Sprache wegen. Und damit kommen wir zu einem dritten Theil der Bevölkerung, der schon deswegen kaum in Betracht kommt, aber auch teilweise sich mit Bewußtsein unserer Bewegung fernhalten wird. Denn daran kann kein Zweifel sein, daß die Volkshochschule in Oberschlesien rein deutschen Wesens sein muß. Wenn allerdings unsere Volksbüchereien auch von der polnisch sprechenden Bevölkerung stark benutzt werden, so darf man wohl auch annehmen, daß auch jene die Wohltaten der Volkshochschule nicht ganz von sich weisen dürften. Ich komme damit auch auf eine in der Gegenwart viel behandelte Frage, die nach dem Aufstiege der Begabten. Man denkt dabei gewöhnlich daran, daß besonders veranlagten Kindern der wirtschaftlich schwachen Kreise der Zugang zu den höheren Schulen und damit zu höheren Berufen ermöglicht werden soll. Sehen wir ganz davon ab, daß das bisher schon in ziemlich bedeutendem Maße der Fall war, so liegt die Schwierigkeit der Sache nach den Erfahrungen, die wir Lehrer immer wieder von neuem machen, darin, daß in sehr vielen Fällen der Zeitpunkt der Entscheidung, ob wirkliche Begabung vorliegt oder nicht, zu früh gelegt ist. Sehr viele Schüler, die als solche warm empfohlen die untersten Klassen noch verhältnismäßig gut durchmachen, fallen später mehr oder minder ab und erreichen das zunächst gesteckte Ziel, das Reifezeugnis der höheren Schule, überhaupt nie. Das Schlimme ist dann, daß sie unnötig aus ihrem Kreise herausgerissen und so in einen Zwiespalt hineingeraten sind. Sehen wir das Alter, das zum Besuche einer Volkshochschule berechtigt, vorläufig auf 18 Jahre an, so erschließt sich den wirklich Begabten die Möglichkeit, auf ihr sich die gewünschte Bildung anzueignen, zugleich auch auf ihrer Grundlage das Ubrige, was sie nicht bieten kann, hinzu zu gewinnen und damit in die Kreise aufzusteigen, zu der sie nach ihrer Begabung berufen erscheinen. Das eine aber dürfen wir nicht vergessen, daß es ein Unglück wäre, wenn alle Begabten ihrer Umwelt entzogen würden. Das Volk — diesmal in dem Sinne der gesellschaftlich niedriger stehenden Schichten aufgefaßt — darf sich gar nicht aller dieser zu Führern seiner selbst berufenen Angehörigen berauben lassen, sie sind in jedem Stande und Berufe notwendig, gehen ihm aber verloren, wenn sie, wie man so sagt, aufsteigen, und verlieren die nötige Fühlung mit ihm.

Wir haben die Ziele der Volkshochschule schon gestreift. Wenn wir sagen, ihre Aufgabe ist es, Bildung zu verbreiten, so erhalten wir damit wieder einen Begriff, der nur zu vieldeutig ist. Jedenfalls dürfen wir ihn mit Wissen nicht gleichsetzen. Auch Wissen soll vermittelt werden, gewiß, und zwar ein nicht kleines, aber es soll kein nur äußeres sein, sondern soll, indem es in den Menschen auch nach der Seite des Gemüthes übergeht, volles geistiges Eigentum des Hörers werden. Gewiß besitzen wir gerade bei uns in Oberschlesien schon verschiedene Bildungsmöglichkeiten, die anderwärts zum Theil noch fehlen. So z. B. die von der Regierung und den Ortsverwaltungen unterstützten Hochschulvorträge in acht Orten. Ihre Bedeutung soll nicht verkannt werden, aber ein Vortrag kann das Ziel nicht erreichen, was wir wünschen mögen, und außerdem ist ihr Inhalt oft mehr rein zufällig, wenn man so sagen darf, und in ihrer Gesamtheit stellen sich die während eines Winters gehaltenen nicht als eine sich gegenseitig wohlbedacht ergänzende Einheit dar. Ich nenne ferner die Volksbüchereien, von denen die in den größeren Orten doch wohl schon überall über das Wesen einer Unterhaltungsbücherei hinausragen. Aber ihre richtige Benützung setzt Erfahrung im Lesen voraus, und wo diese fehlt — und das wird bei der Mehrzahl derjenigen sein, die wir uns als Hörer der Volkshochschulen denken — würde auch eben wieder der Zufall seine Rolle spielen. Das Buch kann in diesem Falle das lebendige Wort nicht ersetzen. Hier muß eben die Volkshochschule einsetzen. Ihr Ziel muß also die auf einer sicheren Grundlage von Wissen errungene allgemeine Bildung sein. Wir gebrauchen bei Wissenschaft und Kunst gern den an sich recht unklaren Ausdruck, sie seien sich Selbstzweck, d. h. mit anderen Worten: sie gewähren an sich Befriedigung. In diesem Sinne möchte ich auch den Begriff Bildung hier aufgefaßt wissen. Wer also bildungshungrig die Volkshochschule besucht, soll hier Befriedigung, Stillung seines Hungers finden. Die Sättigung aber gibt neue Kraft, und damit wächst sie über den reinen Selbstzweck hinaus. So wird auch der Besuch unserer Volkshochschule von selbst auch praktischen Nutzen gewähren, ganz abgesehen von solchen Vorlesungen, die ihrem Wesen nach schon praktische Zwecke verfolgen, wie Gesundheitslehre oder die Grundzüge der Rechtskunde. Im folgenden gebe ich eine Übersicht über die Fächer, die in einer großen abgeschlossenen Volkshochschule gelehrt werden müßten. Als Grundlage dient mir das Vorlesungsverzeichnis der jüngst eröffneten Volkshochschule in Görlitz:

1. Geschichte und Staatslehre,
2. Länder- und Völkerkunde,

3. Philosophie und Erziehungslehre,
4. Schrifttum und Kunst,
5. Rechtskunde,
6. Gesundheitslehre,
7. Naturwissenschaften.

Man sagt mit Recht, die Wissenschaft ist zwischenvöltisch, und es soll daran nicht getastet werden, aber auch sie baut sich auf völtischer Grundlage auf. Von ihr aus soll demnach auch die Behandlung von 1—5 ausgehen. Das heißt nicht, daß wir uns dabei nur auf unser Volk und die Zusammenfassung seiner Haupttheile in unserem Reiche beschränken sollen. Gerade weil wir ein Weltvolk sind, geht das nicht an, aber es heißt, daß wir vom Standpunkte des Deutschtums alles betrachten und seine Bedeutung für unser Volk und unseren Staat erfassen sollen. Daß gerade unter 1 und 2 die engere Heimat noch besonders berücksichtigt werden muß, bedarf kaum der Erwähnung; ich weise auf den Aufsatz von Seminaroberlehrer A. Volkmer in Pilschowitz „Sonderaufgaben einer Volkshochschule in Oberschlesien“ im Septemberheft dieses Jahrganges Seite 175 hin.

Bei der Schwierigkeit, in unseren gemischtkonfessionellen Verhältnissen die Religion in den Lehrplan aufzunehmen, habe ich geglaubt, von ihr, ungleich Görlich, im allgemeinen absehen zu sollen. Doch schließt das nicht aus, daß sie doch in konfessioneller Begrenzung in unserem Plane Platz findet. Denn abgesehen von den Vorlesungen wird und muß sich an die Einrichtung noch manches anschließen. Zunächst denke ich an praktische Übungen, wie sie die Seminare der Universitäten bieten, und in denen die Dozenten den Hörern auch persönlich näher treten. Für diejenigen, die mit dem Besuch der Vorlesungen auch das praktische Bestreben des Höherkommens verbinden, werden sich auch sprachliche Lehrgänge als notwendig erweisen, neben den alten Sprachen Französisch und Englisch, gerade bei uns auch Russisch, vielleicht auch Polnisch und Magyarisch. Endlich tritt noch hinzu der Besuch von Fabriken, Hütten, Gruben, landwirtschaftlichen Musteranstalten, geschichtlichen Stätten, alten Kirchen, Museen u. a. in nur kleinen Gruppen, da bei Massenbesuch nach alter Erfahrung nichts herauskommt. In diesem Rahmen wird es den einzelnen Religionsgesellschaften unbenommen sein, auch für ihre Glaubensgenossen und wer etwa sonst noch daran teilnehmen will, Vorlesungen halten zu lassen.

Als Grundlage einer solchen größeren Volkshochschule wird sich das Vorhandensein einer umfangreicheren Bücherei als unumgänglich notwendig erweisen. Das kann leicht durch den Ausbau der Volks-

büchereien geschehen. Schon seit Jahren arbeite ich in diesem Sinne in der mir unterstehenden Volksbücherei in Kattowitz. Ihr nicht belletristischer Teil hat schon einen bedeutenden Umfang angenommen. Wenn er noch nicht im gewünschten Maße benutzt wird, beruht das auf der Enge des augenblicklich noch zur Verfügung stehenden Raumes und dem Mangel eines gedruckten Bücherverzeichnisses, das dem gegenwärtigen Bestande entspricht, dessen Herstellung jetzt aber zu teuer sein würde. Besonders aber muß die Bücherei des Oberschlesischen Museums in Gleiwitz hervorgehoben werden, die in trefflicher Weise immer mehr ausgebaut wird. Später einmal werden die größeren Stadtgemeinden alle an die Schaffung von Stadtbüchereien herangehen müssen.

Die Forderungen, die wir in Vorstehendem ausgeführt haben, stellen ein Ideal dar. Die nüchterne Wirklichkeit wird hinter ihm naturgemäß zurückbleiben, wenn sie es an geeigneter Stätte auch nicht als Ziel aus den Augen verlieren darf. Träger des Gedankens können sowohl Stadtgemeinden, wie schon bestehende oder zu gründende Vereinigungen sein. Vor allem käme eine schon lange bestehende Stelle in Betracht; das ist der Verband Oberschlesischer Volksbüchereien. Ursprünglich nur zu dem in seinem Namen bezeichneten, engeren Zwecke begründet, hat er sich im Laufe der Zeit zu einer Sammelstelle der verschiedensten kulturellen Bestrebungen ausgewachsen und wäre so auch der berufenste Vertreter unserer Sache. In diesem Falle werden die Gemeinden ihre Unterstützung im eigensten Interesse nicht versagen, ebenso auch nicht die Gewerkschaften. Auch auf Stiftungen darf man wohl hoffen. Dann wird es vielleicht möglich werden, in einer der großen Industriestädte Oberschlesiens Beuthen, Glewitz, Kattowitz oder Königshütte, oder besser noch in allen vieren, an die Gründung von Volkshochschulen zu gehen, die sich dem Ideale nähern. Vorläufig wird man sich mit weniger zufrieden geben müssen, dafür wird man aber an viel mehr Stellen mit dieser Volksbildungsarbeit eintreten können, und zwar nicht sowohl nur in den Städten (zu diesen werden wir hier natürlich auch die größeren Industriegemeinden rechnen), sondern auch auf dem Lande, dort besonders natürlich in dem näheren oder entfernteren Umkreis der Städte. Gerade unsere gut deutschen Bauerngegenden am Rande des Gebirges dürften ein recht geeigneter Boden dafür sein. Für sie und die kleineren Stadtgemeinden wird sich die Lehrtätigkeit auf das Winterhalbjahr beschränken müssen, in den größeren Orten werden auch im Sommer Vorlesungen gehalten werden können, wenn man nicht vielleicht das Jahr in drei Teile einteilt und für die Vorlesungen nur das eigentliche Sommerdrittel ausschließt.

Räume dürften sich überall finden, schwerer ist die Frage nach den Vortragenden zu lösen. Wissen, ja umfassendes Wissen und die Möglichkeit, es in leicht faßbarer Weise unter Wahrung der wissenschaftlichen Grundlagen an andere weiterzugeben, sind nicht immer in einer Person vereinigt. Auch Dänemark hat sich erst in längerer Zeit einen trefflichen Stamm von geeigneten Volkshochschullehrern heranziehen können. Im Anfange mag mancher Mißgriff vorgekommen sein; er wird sich auch bei uns nicht umgehen lassen. Willkommen ist jeder, der sich, weil er den Beruf in sich fühlt, zur Verfügung stellt: der Geistliche, der Jurist, der Arzt, der Lehrer aller Schulsysteme, auch der Kaufmann, der Techniker usw. Ungeeignete werden die Hörer selbst abstoßen, indem sie bei ihnen nicht mehr belegen.

Grundbedingung scheint mir allerdings, daß die Lehrer auch entsprechend entlohnt werden. Dafür müssen im Verlauf der Entwicklung steigende Mittel zur Verfügung gestellt werden. Dann erst wird es möglich werden, die Stellung als Lehrer an einer Volkshochschule hauptamtlich zu machen, vor allem natürlich in den größeren Orten, wo sich die Notwendigkeit zuerst herausstellen wird. Für größere oder kleinere Bezirke wird man auch zum System der Wanderlehrer übergehen können, die vielleicht gleichzeitig an mehreren Hochschulen zugleich lehren oder wechselnd an verschiedenen Orten tätig sind.

Wie die geistige Arbeit, die all diese Lehrer zu leisten haben, entsprechend bezahlt werden muß, so sollen umgekehrt die Hörer die geistige Nahrung, die sie empfangen, nicht ohne Entgelt erhalten. Gleich dem Studenten belegen sie die Vorlesungen, die sie wollen, und entrichten dafür ihr Honorar. Das schließt natürlich Unterstützung bedürftiger und begabter Hörer nicht aus. Aber im Grundsatz muß die Bezahlung festgehalten werden, damit nicht das schon vorhandene Pochen auf gewisse öffentliche Wohltaten immer mehr um sich greift.

Das Recht zu hören hat jeder, der die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt; nur wird man gut tun, eine untere Altersgrenze von 18 Jahren, wie ich schon vorschlug, anzunehmen. Je bunter die Schar der Hörer in größeren Orten nach Geschlecht, Beruf und sozialer Stellung sein wird, um so besser ist es; es würde uns dann zeigen, daß der Gedanke der echten Hochschule auf dem rechten Wege ist und daß die betreffenden Dozenten ihre Aufgabe völlig begriffen haben.

Ein Krebschaden der meisten unserer Schulen, wenn auch ein schwer zu behebender, ist das Berechtigungswesen. Wenn die Volkshochschule eine wirkliche Volksbildungsanstalt sein will, so darf demnach mit ihr keine Berechtigung verbunden sein. Manche Volksschulen bezeugen, wie

es die Universitäten tun, den Hörern auf Wunsch den Besuch der Vorlesungen. Das darf aber das Höchste sein, was man fordert. Hier muß das Ideelle über das Materielle den Sieg davontragen.

Aus kleinen Anfängen ist in Dänemark der mächtige Bau des Volkshochschulwesens emporgewachsen; auch in Deutschland rührt es sich überall auf diesem Gebiete. Oberschlesien hat den Ruhm, in den letzten Jahrzehnten die kulturelle Wohlfahrtspflege innerhalb seiner Grenzen aufs beste ausgebaut zu haben; die Volkshochschule würde die Krönung des Werkes bedeuten. Mag der gegenwärtige Augenblick nicht gerade geeignet erscheinen, damit zu beginnen, mag das geschilderte Ideal manchem vielleicht doch noch in zu nebelhafter Ferne zu liegen scheinen, trotz alledem sollte man nicht zögern, schon jetzt mit den Vorbereitungen zu beginnen. Das, was wir davon erhoffen, ist des Schweißes der Edlen wert.

Die Fürstin Sulkowski und ihr Ende.

Nach den Dichtungen von Dumas, Ring und Luise Mühlbach.

Von

Luise Crull.

(Schluß.)

En dem Roman von Max Ring „Ein verlorenes Geschlecht“ wird uns die Fürstin ganz ähnlich dargestellt, ist aber dort mit einer Härte gezeichnet, die nur dann berechtigt erscheint, wenn man sich klar macht, daß Dr. Max Ring die Familie sehr genau gekannt hat und ihren Prozeß gegen die Mörder der Fürstin führte. Auch hier erfahren wir, daß mit der Geburt ihres ältesten Sohnes ein Geheimnis verknüpft ist; auch hier ist der älteste Sohn der edle, vornehme Charakter und der Jüngere ein gewissenloser, verschwenderischer, ausschweifender Schwächling, der nur äußerlich den Firnis der westlichen Kultur angenommen hat und dessen ganze Charakterlosigkeit und Haltlosigkeit in den Ausbrüchen seiner Leidenschaft stets wieder zum Vorschein kommt. Aber wie Bonaventura ist auch Valerian, diesen Namen hat Ring dem jüngeren Fürsten gegeben, zum Teil von der Mutter her erblich belastet, — seine Herrschsucht und Skrupellosigkeit sprechen dafür, — zum anderen Teil ein Erzeugnis ihrer völlig falschen Erziehung, die wieder in ihrem

Charakter begründet liegt. Ring erzählt, wie unter dem zersetzenden Einfluß des höfischen Lebens jener Tage die junge Herzogin, — hier und bei der Mühlbach trägt die Familie eine Herzogskrone, — und ihre Schwester dem Strom verfielen, der sie mit fortriß; er gibt den ältesten Sohn für ein uneheliches Kind des Herzogs und der Schwester seiner Frau aus, den jüngeren ebenfalls als uneheliches Kind der Mutter und eines Gardeoffiziers, den wir später als würdigen Prälaten und Beichtvater der Herzogin wiederfinden. Der Älteste, Robert, dem Valerian eine unversöhnliche Feindschaft entgegenbringt, verließ sehr bald das Vaterhaus, ging später nach Amerika und galt lange Zeit als verschollen. Nach vielen Jahren kehrte er als einfacher Mann zurück und verzichtete offiziell auf alle Rechte an das Herzogtum, dessen Krone er hätte tragen sollen. Dieses Herzogtum ohne Herzog war während seiner Abwesenheit zum Verhängnis seines Hauses geworden. Die Herzogin, eine ungewöhnlich willensstarke und tatkräftige Frau, hatte den großen Ehrgeiz, durch äußersten Fleiß und strengste Sparsamkeit nicht nur dem Niedergang des Hauses zu wehren, sondern ihm womöglich wieder den früheren Glanz und Reichtum zurück zu gewinnen. Herrschsucht, Ehrgeiz, Ruhmsucht und Eitelkeit waren ihre Triebfedern, die sie allerdings mit dem Mäntelchen der Sohnesliebe, der mütterlichen Fürsorge, der Verantwortlichkeit für anvertrautes Gut zu behängen trachtete. Sie arbeitete selbst von früh bis spät und nützte ihre Leute aus, soweit es möglich war. Sie gönnte sich selbst nichts und ihrem Sohne ebensowenig; jedes notwendige Kleidungsstück mußte er von ihr förmlich erbetteln. Für standesgemäße Vergnügungen hatte sie nicht das geringste übrig; jede selbständige Willensregung seinerseits wurde von ihrer Herrschsucht sofort unterdrückt — war es da ein Wunder, daß der Sohn, dessen Gefühl für seine Mutter mehr Haß und Argwohn enthielt als Liebe und Vertrauen, sich ihrem Machtbereich entzog? Und noch einmal hätte alles gut werden können, wenn sie ihre Herrschsucht und ihren brennenden Ehrgeiz unterdrückt hätte. Das war, als ihr Sohn sein liebliches junges Weib heimbrachte, ein zartes reines Wesen, das er unendlich liebte, und dessen Gegenliebe alles Edle, Gute, Schöne seines Charakters ans Licht brachte. Doch die Herzogin hatte andere Wünsche für ihren Sohn; die bürgerliche, schlichte Kreolin war ihrem Ehrgeiz im Wege, und durch ein raffiniert ausgedachtes und durchgeführtes Verbrechen gelang es ihr, sie bei Seite und ihren Plänen freie Bahn zu schaffen. Durch ein vorsichtig beigebrachtes, langsam wirkendes Gift ließ sie das holde Geschöpf dahinsiechen und sterben und zerbrach damit ihres Sohnes letzten inneren Halt. Wider-

standslos ergab er sich von nun an seinen Leidenschaften, die ihn in kurzem völlig verkommen ließen. Eine Verlobung mit einem hübschen, reichen, sehr klugen Mädchen — dieser Reichtum zerbrach den Widerstand der Fürstin gegen die bürgerliche Verwandtschaft, die ihn hätte halten und heben können — zerschlug sich wieder. Er kam immer mehr herunter, verrohte völlig in schlechter Gesellschaft, und seine Mutter behandelte ihn nun nicht mehr nur hart und ungerecht, sondern mit einer Verachtung, die er von ihr gewiß um so weniger verdient hatte, als sie durch ihr Wesen und ihren Einfluß ihn zum großen Theil zu dem gemacht hatte, was er nun war. Er fühlte das nur zu genau, hegte in seinem Innern einen bohrenden Haß gegen die Frau, die ihm das Ziel seiner Sehnsucht, das Herzogtum, zu dem er nach dem Verzicht seines Bruders berechtigt war, noch immer vorenthielt. Ihre Herrschsucht war eben größer, als jedes andere Gefühl ihres Herzens; lieber ließ sie den Sohn gänzlich verkommen, als daß sie auch nur das kleinste Theilchen ihres Besitzes an ihn abgab; die furchtbaren Folgen ihrer Handlungsweise konnte sie freilich nicht ahnen, um so weniger, als sie in ihrem maßlosen Stolz gar nicht den Gedanken fassen konnte, daß es möglicherweise jemand wagen konnte, ihr, der Herzogin, zu nahe zu treten oder gar Hand an sie zu legen. Und doch geschah es. Der Fürst hatte sich in seinem wahnwitzigen Begehren nach der Herzogskrone schon vor langer Zeit mit einem Abenteurer eingelassen, der, im Besitz einiger wichtiger Papiere, ihm versprochen hatte, ihn gegen entsprechende Belohnung zum Herzog zu machen. Dieser Abenteurer, ein gewisser Janikowsky, hatte eine wunderschöne Schwägerin, die aber eine durchaus schlechte Dirne war. Sie wurde die Geliebte Valerians, und ihr Einfluß erstickte das letzte Gute seines Charakters und machte ihn völlig zu ihrem Sklaven. Da sie wohl wußte, daß ihr Dasein der Herzogin bekannt und verhaßt war, da außerdem der Fürst sich ihr gegenüber nicht freigebig genug zeigte, weil der Geiz seiner Mutter nach wie vor für Ebbe in seiner Kasse sorgte, trug das schöne Mädchen eine glühende Rachsucht gegen die stolze Frau im Herzen und einen Haß, dem sie oft in wilden Ausbrüchen Luft machte, selbst in Gegenwart ihres Geliebten. Sie war es auch, die ihn langsam, aber mit größtem Erfolg an den Gedanken gewöhnte, seine Mutter beiseite zu schaffen und sich so das Herzogtum zu erringen. Auch ihr Schwager beeinflusste ihn in dieser Hinsicht und bot ihm endlich an, die Ausführung der verbrecherischen That selbst zu übernehmen, während Valerian in diesen Tagen zu dem Heere der polnischen Insurgenten stoßen sollte, um nicht in Verdacht zu kommen und erst ein wenig Gras über die

Geschichte wachsen zu lassen, ehe er den so glühend erstrebten Besitz antrat. So geschah es auch. Zwar übermannen den Fürsten in der letzten Stunde die Gewissensbisse; er kehrt auf halbem Wege um, um das Schreckliche, wenn möglich, noch zu verhindern. Doch zu spät: In dem Augenblick, als er aus dem Dunkel des Parkes unter die erleuchteten Fenster seiner Mutter trat, krachte der Schuß, der die Fensterscheiben zersplitternd die Herzogin in den Rücken traf und tödlich verletzte. Mit dem Ausruf: Das hat Valerian getan! sank sie in die Arme ihres Dieners. Der Fürst verschwand, um in den Reihen der polnischen Aufständigen zu kämpfen. Nach kurzer Zeit fiel er von der Hand seines Dämons Janikowsky.

Ist es also hier der jüngere, verkommene Sohn, durch den die Herzogin getötet wird, so schildert Dumas diese Katastrophe als von dem Ältesten ausgehend und darum noch viel ergreifender. Wir hörten zuletzt, wie die Fürstin ihrem Sohne das Gift in den Wein gemischt hatte, um ihn, den einzigen Zeugen des von ihrem Lieblingssohne begangenen Mordes, aus dem Wege zu räumen. Durch die Wachsamkeit und treue Ergebenheit einer Dienerin gegen ihren Herrn erfuhr Max das Schreckliche, als er im Begriff stand, den Abendtrunk einzunehmen. Da das Mädchen den gerade gegenwärtigen Jesuiten der Mitschuld anflagte, machte der Fürst sofort die Probe aufs Exempel: er forderte den Geistlichen auf, zuerst zu trinken. Aus seiner Weigerung ergab sich der Beweis seiner Schuld; zum Bekenntnis gezwungen, enthüllte er dem entsetzten jungen Menschen nicht nur den Mordplan seiner Mutter, sondern auch das Geheimnis seiner Herkunft. Er erzählte, wie die Fürstin, nach der Geburt ihres toten Knaben, ihn gezwungen habe, einer kranken Bäuerin ihren Sohn zu nehmen und das tote Kind dafür einzutauschen; wie diese verzweifelt ihr Kind zurück verlangte und endlich als Wahnsinnige ins Irrenhaus gebracht wird, um dort zu sterben. Noch mehr berichtete der Jesuit, immer den Haupttheil seiner Schuld auf die Fürstin schiebend, immer mehr Böses und Schlimmes von der Frau sagend, die dem ältesten Sohn, seit er denken kann, hart und ungerecht behandelt und ihm so von jeher sein Kinderglück und seine Jugendfreude geraubt hat. Und Max? Erschüttert und gebrochen hörte er die furchtbaren Anklagen gegen seine Mutter; er möchte sie verwerfen, wenigstens bezweifeln, vergebens! Die Vergangenheit mit ihren Leiden und Schmerzen, die letzten Wochen und Tage voller Härte und Grausamkeit, das Entsetzliche, das heute That werden sollte, nur zu deutlich redete alles eine Sprache, nur allzu klar erkannte er: dieser Dämon, dieser böse Geist seines Lebens ist nicht seine Mutter. So behandelt keine Mutter

ihr Kind. Und die Verzweiflung erhob riesengroß ihr Haupt in seinem Herzen; in einem furchtbaren Wutanfall wies er den Priester aus dem Hause und eilte dann in den Garten, um durch eine Kugel seinem unseligen Leben ein Ende zu machen. Doch das Schicksal hat es anders bestimmt. Er kommt an dem Fenster seiner Mutter vorbei; er sieht das verbrecherische Weib sich für die Nacht vorbereiten mit einer Ruhe und Gelassenheit, als ob sie die Edelste und Reinste aller Frauen sei, und noch einmal faßt ihn ein rasender Schmerz, eine hochauflodernde Wut und Verzweiflung. Mit dem höhnischen Ruf: Gute Nacht! richtet er den Revolver gegen das Fenster und drückt ab. „Das hat Max getan!“ schreit die Fürstin auf und sinkt entseelt in die Arme ihrer Kammerfrau.

Soweit die Dichter über den Tod der Fürstin Sulkowski. Und die Wahrheit? Sie ist nicht weniger romanhaft als die Romane selbst und stimmt mit diesen in der Hauptsache überein. Wir hören von dem Fürsten Johann Sulkowski, daß er 1832 auf der Festung Theresienstadt als Hochverräter starb; wir erfahren, daß seine beiden Söhne Ludwig und Max einander feind waren, daß Ludwig ins Ausland ging, Max ihm folgte. Seine Ehe mit einer Kreolin ist Wirklichkeit gewesen, ebenso deren frühes Ende, nur starb sie nicht an Gift, sondern an der Schwindsucht. Der Charakter des Fürsten ist von Dr. Max Ring anscheinend richtiger geschildert worden, als von seinem Freunde, dem jungen Dumas. Ebenso hat der Erstere die schöne, aber schlechte Geliebte Maxens nicht aus der Phantasie frei erschaffen, sondern sie hat tatsächlich gelebt; sie war eine Fleischerstochter namens Flora Trzaskalik. Auch die Nebenfiguren, der Schachmeister Franke und der Hausverwalter, sind nach dem Leben gezeichnet, vor allem aber die Geschichte des Mordes selbst. Während Dumas gerade dies letzte Kapitel völlig frei gestaltet hat, hat Ring es fast geschichtlich genau wiedergegeben bis auf den Ausruf: das hat mir mein Sohn Max getan, den er, der Veränderung seiner Namensgebung folgend, natürlich entsprechend umändern mußte. Leider sagen uns Hegel und Meta Janitzki, denen wir die geschichtliche Kenntnis der oben geschilderten Vorgänge verdanken, fast nichts über den Charakter der Fürstin, stellen sie dar als eine edle Frau, und es scheint, als ob sie, ihren Schriften nach, mehr unter ihrem Sohne gelitten habe, als dieser unter ihr. Wessen Auffassung die richtige ist, wird sich heute wohl schwerlich mehr entscheiden lassen. Kaum denken läßt es sich allerdings, daß zwei Schriftsteller, die einander selbst fremd, die Familie doch beide gut kannten, zu einer so auffallenden Übereinstimmung in der Charakterisierung gekommen wären, wenn ein jeder bei der Ausarbeitung

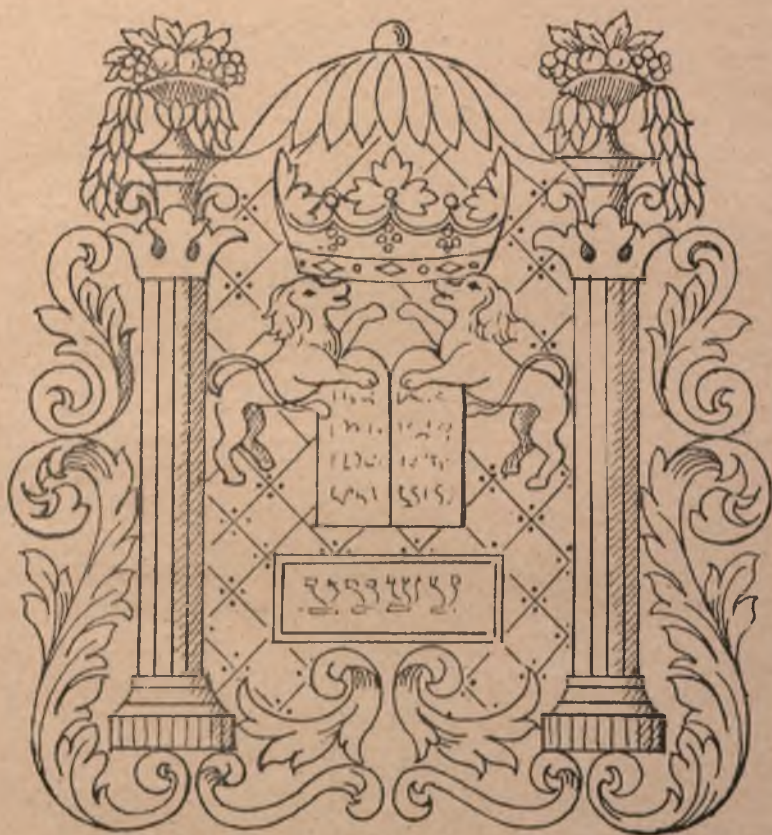
dieser Frauengestalt lediglich auf seine Phantasie angewiesen gewesen wäre. Jedenfalls ist die Fürstin Sulkowski, so wie sie hier geschildert wurde, ein sprechender Beweis dafür, wie unermesslich groß der zerstörende Einfluß einer schlechten Frau in der Familie sein kann, welche unheimliche Macht das Böse gewinnt, wenn es in den Händen eines intelligenten, zielbewußten Menschen liegt. Und eigentlich ist es schade, daß aus dem alten Fürstenschloß nun ein Gasthaus geworden ist, wie viele andere auch; man hätte es lassen sollen, wie es war, schon um dem überlieferungsarmen Industriebezirk eine Stätte zu erhalten, um die das Volk seine Märchen und Sagen spinnen kann. Vielleicht hätte dann schon heute manche gute Großmutter den lauschenden Kleinen erzählt: In dem alten Schloß da drüben, da lebte einmal eine Fürstin.

Der Silberschatz der Zülzer Judengemeinde.¹⁾

Nach dem Grundsatz, daß der Gottheit das Beste gebühre, finden wir überall, in allen Zeiten und allen Religionen, die Kunst am Schmuck der Kultgebäude beteiligt, mag sie bei dem oder jenem Volke zunächst auch noch so barbarisch sein. Wo aber bestimmte Gesetze einzelner Religionen durch das Bilderverbot der Kunst einen großen Teil der Betätigung entziehen, wird dennoch immer noch etwas für sie abfallen, wenn es sich auch den Blicken der großen Menge für gewöhnlich wenig oder gar nicht zeigt. Das geschieht an den Kultgefäßen, wie sie der Gottesdienst bei der Mehrzahl der Religionen verlangt. Eine Grundbedingung ist fast überall, daß sie aus kostbarem Stoffe sein müssen. Damit stellen sie meist schon an sich einen gewissen stofflichen Wert vor, ganz abgesehen von der mehr oder minder hohen Kunst, die in Form und Bearbeitung in die Erscheinung tritt. So boten die Schatzkammern der Gotteshäuser unter Umständen — und das ist vielfach geschehen — die Möglichkeit, in Zeiten der Not eingeschmolzen und zur Linderung des Geldmangels, zur Kriegsentschädigung und zum Loskauf verwendet zu werden.

¹⁾ In diesem Aufsatz folgen wir den Ausführungen des Herrn Professor Dr. M. Brann in Breslau in dem gleich betitelten, reich illustrierten Aufsatz, den er im 10. Heft (Oktober 1918) der Zeitschrift Ost und West, illustrierte Monatschrift für das gesamte Judentum (Verlag Leo Winz, Berlin) veröffentlicht hat. Für die freundliche Überlassung der Druckstöcke zu den beigegebenen drei Bildern sprechen wir dem genannten Verlage unseren Dank aus.

Damit ist vieles verloren gegangen, aber noch ist auch vieles erhalten — es sei an die berühmten Schatzkammern der Dome von Aachen und Trier erinnert, um nur zwei allgemein bekannte Namen anzuführen. Aber auch die kleinsten Kirchen, besonders der katholischen Bekenntnisse, weisen oft mehr auf, als man erwartet. Das gilt auch für Oberschlesien.



Thorabehang aus Silber. §

Im Judentum waren der Betätigung der Kunst zunächst durch das Verbot der Bilder engere Grenzen gezogen. Was aber trotzdem eine bildlose Religion auf dem Gebiete der Kunst leisten kann, beweisen zahllose Bauten des Islam, hat sich auch an dem großen Zentralheiligtum des jüdischen Volkes, dem Tempel zu Jerusalem, gezeigt. In der Geschichte des weit über die Erde zerstreuten, immer wieder verfolgten und unterdrückten Judentums liegt es aber begründet, daß man auf eine Anhäufung von Schätzen, die bis in alte Zeiten zurück-

gehen, kaum irgendwo wird rechnen können. Aber der Eifer für das Haus Gottes hat sich dennoch immer wieder betätigt und durch Widmungen aus der Gemeinde kleinere Schätze zusammengebracht.

Mit einem solchen Schatze wollen wir uns hier kurz beschäftigen und zwar um so mehr, da über die Schatzkammern von Kirchen sehr viel und Treffliches veröffentlicht ist, die wenigsten Nichtjuden aber daran denken, daß auch der äußerlich so schmucklose Bau von Synagogen solche bergen kann.

Es handelt sich um den Silberschatz der ehemaligen Judengemeinde von Zülz. Er befindet sich heute nicht mehr an seiner alten Stelle, sondern im Besitz der Synagogengemeinde zu Neustadt. Denn die in Zülz hat durch Verfügung der königlichen Regierung zu Oppeln vom 15. August 1914 zu bestehen aufgehört. Sie hat das Schicksal einer ganzen Reihe anderer Gemeinden in Oberschlesien geteilt, daß sie im letzten Jahrhundert infolge der Abwanderung nach größeren Orten an Seelenzahl stetig zurückging. Im Jahre 1840 zählte sie deren noch 755, 1910 nur noch 20. Gerade aber die Zülzer Gemeinde hat in der Geschichte der schlesischen Judenheit eine große Rolle gespielt. Im Jahre 1558 faßten die Stände Schlesiens auf Vorschlag des böhmischen Königs den Beschluß, die Juden des Landes zu verweisen, „weil sie ungläubig, versteckt und halsstarrig wären“. Während er im übrigen Schlesien nicht vollständig durchgeführt wurde, wies der König sie aus seinen unmittelbaren Fürstentümern im folgenden Jahre aus. Nur in Glogau und Zülz wurden sie als privilegiert weiter geduldet. Dieser Ort war damals nämlich an den Freiherrn von Proskowski verpfändet, auf den der König Rücksicht nehmen mußte, da die Abgaben der jüdischen Gemeinde nicht unbeträchtlich waren. Unter diesem Geschlechte wurde nun Zülz eine Zufluchtsstätte für die schlesischen Juden, deren Zufluß natürlich auch die Einnahmen der Grundherren vermehrte.

Aus der Zülzer Gemeinde ging eine Anzahl in der Judenheit bekannter Namen von Gottesgelehrten hervor. Die Liebe der Gemeindemitglieder zu ihrem Gotteshause und dem Lehrhause (Schul) zeigte sich in vielen Stiftungen, ihr wird auch der reiche Silberschatz verdankt, der uns hier beschäftigen soll. Er enthält unter anderem sieben kostbare Thorabehänge. Der hier abgebildete ist die Schöpfung eines Breslauer Goldschmiedes, Gottfried Vogel des Jüngeren, und stammt noch aus dem 17. Jahrhundert. Hier wie bei den drei anderen älteren Thorabehängen sehen wir, wie die Gesetzestafeln von zwei Löwen gehalten werden, darüber die Krone des Gesetzes, darunter das Gehäuse für die verschiedenen Tafelchen. Auch die Säulen gehören

regelmäßig als Schmuck dazu. Den beiden pudelartig gebildeten Tieren kommt keine tiefere religiöse Bedeutung zu. Sie sind nur ein Schmuckmotiv, das, der Heraldik entnommen, in ähnlicher Weise vielfach verwendet wird; so halten z. B. öfter gerade zwei Löwen eine Brezel als Abzeichen der Bäcker über Haustüren. Immerhin darf man wohl darauf hin-



Dreiarmliger silberner Leuchter.

weisen, daß gerade der Löwe in der Kunst der bildlosen Religionen, zum Teil ins Ornament verwoben, eine große Rolle spielt, unseres Wissens überhaupt eines der wenigsten verwendeten lebenden Wesen ist. Bei den beiden jüngsten Thorabehängen fehlen die Löwen. Der ältere von ihnen stammt aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und ist laut dem Meisterzeichen eine Schöpfung des Breslauer Goldschmiedes David Gottlieb Raudner, der als Sohn eines Tuchmachers in Schlichtingsheim geboren, seine Kunst bei seinem Vetter Karl Gottfried Haase von 1781—87 erlernte und über ein halbes Jahrhundert in Breslau ausübte.

In die Formengebung spielt ersichtlich der damals herrschende Klassizistische Stil hinein, die Beschränkung auf wenige klare Linien im Gegensatz zu dem barocken Überschwang der älteren. Die große Krone, sowie die beiden kleineren, die die Säulen statt der Kapitäle krönen, sind sichtlich durch die preussische Krone beeinflusst. Der jüngste Behang endlich erscheint mehr eine freie Nachahmung der älteren. Sein Verfertiger war der Silberarbeiter Karl Friedrich Korol, der von 1835 bis 1858 als Innungsmeister in Breslau tätig war. Selbst an diesem Ausstattungsgegenstände der Synagoge einer kleinen Gemeinde läßt sich eine der Haupterscheinungen der Entwicklung der Kunst und des Kunstgewerbes im 19. Jahrhundert nachweisen. Während nämlich in früherer Zeit gleichsam ein langsames Überschießen einer Stilmode in die andere erfolgte, ist durch Aufhebung des Kunstzwanges am Anfang des Jahrhunderts, wenn auch nicht dadurch allein, ein Bruch eingetreten, trotz der Nachahmung eines älteren Stiles Stillosigkeit, wie wir es damals auch in der großen Kunst finden. Denn wie viele in jenen Tagen errichtete gotische Kirchen z. B., getreu nach dem Musterbuche erbaut, sind trotz aller gotischen Formen dennoch nicht gotisch, weil man eben das innere Wesen der Gotik gar nicht erfaßt hatte. In unserem Thorabehänge, um zu ihm zurückzukehren, zeigt sich eine — man möchte fast sagen — rührende Unbehilflichkeit in der freien Nachbildung der älteren Formen. Die Krone ist ein ganz merkwürdiges Gebilde geworden.

Mit Uebergehung der Thoraaußsätze und der Zeiger für die ThoraVorlesung, die z. T. leise an die Handreliquiare katholischer Kirchen anklagen, wenden wir uns den Beleuchtungsgegenständen zu. Die an Ketten hängende ewige Lampe, nur durch die hebräische Inschrift von den in jeder katholischen Kirche befindlichen unterschieden, ist eine Stiftung des Rabbi Salomo, eines Sohnes Salomo Forels und seiner Frau Sarel zum Andenken an ihren 1826 verstorbenen Sohn Hirsch Loeb. Das Beschauzeichen, eine Lilie, weist auf Neißa als Ursprungsort hin, wahrscheinlich war Heinrich Friedrich Ritthammer (1804 bis nach 1829) ihr Meister. Die kostbarsten Stücke sind zwei dreiarmlige silberne Leuchter für das Vorbeterpult. Im Jahre 1843 von Rabbi Chajjim, Sohn des Rabbi Abraham Fuchs und seiner Gattin Czerna gestiftet, sind sie eine Schöpfung des Breslauer Meisters Gottlieb Traugott Wiedemeyer, der bis 1839 ältester Stempelmeister war. Auch hier sehen wir schon ein Nachlassen der alten guten Handwerkerüberlieferung in Behandlung der Formen. Die Verwendung von Seepferden als Überleitung von dem Ständer zu den Armbülsen ist ziemlich unorganisch; man merkt aber wohl, wie hier noch älteres anflingt.

Von anderen Gegenständen heben wir die hier abgebildete Kanne hervor, die wegen ihrer gefälligen Form auffällt. Zu ihr gehört eine silberne Schale. Die Kanne weist die Buchstaben C. L. v. B. auf; man muß mit dem Verfasser des Aufsatzes annehmen, daß sie als uneingelöstes Pfand eines Adligen v. B. der Synagoge als Weihegeschenk zum Händewaschen vor dem Priestersegen gewidmet worden ist. Das Meisterzeichen ist eine Weintraube mit einer Pflanze darunter; die Traube könnte



Silberne Kanne.

auf Oberglogau hinweisen, das drei Weintrauben und drei Winzermesser im Wappen hat und in der Familie Pfitzer tüchtige Goldschmiede besaß. Ein Meister R. (oder K.) ist allerdings dort nicht nachweisbar. Ein anderes Stück, eine kleine silberne Schale, dürfte ebenfalls ein uneingelöstes Pfand sein. Sie trägt die Inschrift: JOHAN GURECZKI VON KORNITZ 1660. Die Gureczki saßen in jener Zeit im heutigen Österreich-Schlesien. Die Stifterin, Frau Bella, war wahrscheinlich die Ehefrau des Vorstehers Samuel Bruck, der 1824 die Kupferplatten für die Tische, auf denen die Mazsoth zubereitet wurden, der Gemeinde schenkte.

Es ist kein großer kostbarer Schatz, den wir in seinen Hauptstücken betrachtet haben, und doch weiß er uns manches zu erzählen: Von treuer Anhänglichkeit und Liebe zu dem Gotteshause der Gemeinde,

die bis in den Anfang des vergangenen Jahrhunderts noch hinter abschließenden Wänden saß, die politisch-religiöse Anschauungen vor ihr errichtet hatten und hinter die sie sich auch selbst, in bewußtem Abschluß von der Außenwelt, ein Volk für sich, verbarg. Aber auch von den Stilwandlungen in der großen Welt draußen berichtet es uns. Es ist nichts so klein und unscheinbar, daß es nicht im hellen Lichte der Kulturgeschichte seine Bedeutung hätte.

Kunstlieder im Munde des Volkes.

Mit neuen Texten aus Schlesien.

Von

Dr. Helmut Wode.

Uber Begriff und Wesen des Volksliedes gehen noch heute die Ansichten sehr auseinander. Wie in seiner Psychologie des Volksliedes, so vertritt O. Böckel auch in seinem jüngst erschienenen Büchlein über Das deutsche Volkslied (Leipzig, 1917, S. 9) folgenden Standpunkt: „Volkslied ist der dem Gefühlsleben unmittelbar entsprungene Gesang der Naturvölker, d. h. aller derjenigen Stämme, die der Kultur noch fernstehen und im unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur leben.“ Ein anderer, gleichfalls sehr verdienter Gelehrter, John Meier in Freiburg i. Br., glaubt dagegen als Volksdichtung „diejenige Poesie bezeichnen zu dürfen, die im Munde des Volkes — Volk im weitesten Sinne genommen — lebt, bei der aber das Volk nichts von individuellen Unrechten weiß oder empfindet, und der gegenüber es, jeder Einzelne im einzelnen Falle, eine unbedingt autoritäre und herrschende Stellung einnimmt.“¹⁾

¹⁾ Kunstlieder im Volksmunde. Halle 1906, S. I. Meiers bibliographische Zusammenstellungen werden durch Amfts weiter unten erwähntes Werk und durch meine Ausführungen erweitert. Ein bei Meier nicht angeführtes Gedicht Zu Charlottenburg im Garten von G. Heseliel bringen Schremmer-Schönbrunn in den Volksliedern aus dem Eulengebirge, Breslau 1912, Nr. 9. Das von Meier hervorgehobene Merkmal, daß den Singenden das Bewußtsein individueller Urheberrechte fehle, hebt auch Göge in seiner Definition hervor. Vergl. A. Göge, Der Begriff des Volksliedes. Ein Wort zur Verständigung. Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. XXVIII, S. 577 ff. Aber Kunstlieder im Volksmunde spricht auch f. Pradel in den Mitt. der Schles. Gesellschaft f. Volkskunde, Heft XX, S. 89 ff.; ferner A. Göge in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. XXVIII, S. 241 ff. Zur Frage der

Vielfach unterscheidet man immer noch zwischen Volksliedern und sogenannten volkstümlichen Liedern. Auch Georg Amft — um eine der letzten bedeutenden Sammlungen zu nennen — widmet in seinen Volksliedern der Grafschaft Glatz (Habelschwerdt 1911) einen besonderen Abschnitt den volkstümlichen Liedern, und Adolf Knappe z. B. ist ihm in den Volksliedern und Volkstänzen des Riesens- und Isergebirges (Hirschberg f. Schlesien, o. J.) darin gefolgt. Jüngst hat wieder Fritz Günther in seiner wertvollen Arbeit über die Schlesische Volksliedforschung¹⁾ S. 79 die echte Volksdichtung dem nur vom Volke Gesungenen gegenübergestellt.²⁾ Eine solche Trennung hatte früher bereits John Meier in seiner Ausgabe von Carl Köhlers Volksliedern von der Mosel und Saar (Halle 1896) fallen gelassen und mit vollem Recht in der Einleitung, S. IV, bemerkt: „Es gehört zu den Unklarheiten, die über den Begriff Volkslied noch herrschen, daß man volkstümliche Lieder des 16. Jahrhunderts ruhig als Volkslieder betrachtet, aber etwa 100—150 Jahre alte Kunstlieder, die ebenso wie jene gänzlich in den Volksmund übergegangen sind, nicht als Volkslieder ansieht.“

Aber die alten Fragen immer wieder aufzuwerfen, hat zunächst keinen Zweck und führt nicht zum Ziele.³⁾ Mit einer endgültigen Erörterung über den Begriff Volkslied können wir erst dann beginnen, wenn genügend Material herbeigeschafft ist, das eine wirkliche Lösung des Problems ermöglicht. Wie der Naturforscher, dessen Hauptaufgabe es doch ist, die Natur als Ganzes zu ergründen, sich mit den kleinen und kleinsten Lebewesen abgibt und stufenweise vorwärts dringt, so müssen auch wir Steinchen auf Steinchen häufen und am besten zunächst die zahlreichen Wandlungen verfolgen, denen das vom Volke aufgenommene Lied unterworfen ist. Auf diese Weise hoffen wir allmählich zu sicheren Ergebnissen zu gelangen. Die persönliche Form eines volksläufig gewordenen Liedes läßt sich aber meist nur an ursprünglichen Kunstliedern

Unterscheidung zwischen Volksliedern und volkstümlichen Liedern vergl. noch Joh. Ruppert, Der Volksliederschatz eines Spessartdorfes. Würzburger Dissertation 1915, S. 35 f.

¹⁾ Sammlung Wort und Brauch, Heft 13. Breslau 1916. Nachträge zu Günthers Arbeit habe ich in der Oberschlesischen Heimat, Oktober 1918, veröffentlicht.

²⁾ In einer Besprechung von Amfts Werk (Schlesische Zeitung Nr. 871, 12. Dezember 1911) meinte Fritz Günther, dem Verfasser fehle das rechte Gefühl für den Unterschied zwischen Volksliedern und volkstümlichen Liedern. Die Kritik selbst wird dem Wesen und den Zielen des Buches nicht gerecht. Vergl. auch Amfts Entgegnung in der Schlesischen Zeitung (Nr. 42) vom 18. Januar 1912.

³⁾ Auch John Meier betont dies; vergl. seine Volksliedstudien, Straßburg 1912, S. VII f.; besprochen habe ich sie in den Hess. Blättern f. Volkskunde XVI (1917), S. 105—107.

nachweisen, und so empfiehlt es sich, sie vor allem weiteren Untersuchungen zu Grunde zu legen.

Schillers Mädchen aus der Fremde bringen Köhler-Meier in den Volksliedern von der Mosel und Saar (Nr. 222), und Amst (a. a. O. Nr. 598) verzeichnet für die Graffschaft Glatz Johannes Heermanns Osterlied (Frühmorgens, da die Sonne aufgeht) und Joh. Rists Mahnruf. Auf, auf, ihr Reichsgenossen (Nr. 553). Im Jahre 1870/71 war das Kutschkelielied¹⁾ in aller Munde, und auch Wolrat Kreuslers Zeilen König Wilhelm saß ganz heiter²⁾ sind noch heute bekannt. Nach meinen eigenen Feststellungen sind, in einzelnen Gegenden Schlesiens wenigstens, C. Herlosjohns Verse Wenn die Schwalben heimwärts ziehen³⁾ (komp. von Franz Abt) und Eichendorffs Lied In der Fremde im Volke verbreitet. Volksläufig ist auch H. Tschampels⁴⁾ Gebet des Herrn, das aber in Volkslieder-sammlungen bisher noch keine Aufnahme gefunden hat. Adolf Knappe führt in seinem bereits erwähnten Buche (S. 65) auch H. Kretschmers⁵⁾ Kuhstoallmädel an. In Westdeutschland und in den um Haynau (in Schlesien) liegenden Dörfern wird noch gegenwärtig Der Sonntag ist gekommen von Hoffmann von Fallersleben viel gesungen; vor allem in der Gemeinde Conradsdorf. Der dortige Kantor Bräuer erzählte mir, er halte seit Jahren darauf, daß dieses — im allgemeinen weniger bekannte — Lied von den Kindern beim Sommer-singen⁶⁾ angestimmt werde. Die schlichte Melodie stammt von dem um die Volkslied-forschung hochverdienten Kantor Jacob aus Conradsdorf⁷⁾. Sie findet

1) Bei Meier, Kunstlieder im Volksmunde, nicht verzeichnet. An das Kutschkelielied hat sich — ganz unverdientermaßen — eine reiche Literatur geknüpft. Vergl. u. a. Frig G ü n t h e r, Die schlesische Volksliedforschung. Breslau 1916, S. 75 und 90. Ferner: G. H o f f m a n n-K u t s c h k e, Lebensskizzen. 3. Aufl. Breslau 1914, S. 86 f. Vor allem aber: M a c h n i g s Aufsatz Allerlei über Kutsche und die Kutschkelielieder; er enthält reiche Literaturangaben und bildet die Einleitung zu G. H o f f m a n n-K u t s c h k e s Trompetenklangen. 3. Aufl. Breslau 1914.

2) Bei Meier, Kunstlieder im Volksmunde, nicht verzeichnet. Text z. B. bei B a r t e l s, Volk und Vaterland. Halle 1917, II, 61 f.

3) Über die sonstige Verbreitung des Liedes unterrichtet Meier, Kunstlieder im Volksmunde, Nr. 305.

4) Über Tschampel vergl. Kurt W a g n e r, Schlesiens mundartliche Dichtung von Holtei bis auf die Gegenwart. Breslau 1917, S. 17 ff.

5) Über Kretschmer unterrichtet W a g n e r a. a. O. S. 55 ff.

6) Während des Krieges ist diese Sitte freilich eingeschlafen.

7) Über Jacob vergl. Frig G ü n t h e r a. a. O., S. 44 ff. In dem Schulhause zu Conradsdorf, in dem er auch das Lied Der Sonntag ist gekommen gedichtet hat, ist Hoffmann von Fallersleben in den Jahren 1829—1840 oft bei seinem Freunde Jacob eingelehrt. Eine Tafel erinnert heute daran, sie wurde am 26. August 1917 eingeweiht. Vergl. Haynauer Stadtblatt vom 28. August 1917 und Haynauer Nachrichten vom 27. August 1917.

sich in dem heute längst vergriffenen und kaum noch erreichbaren Volks-
sänger (Essen, 1876, 6. Aufl. Heft 1, Nr. 120).¹⁾

1. Der Sonntag ist gekommen,
Ein Sträußlein auf dem Hut;
Sein Aug' ist mild und heiter,
Er meint's mit allen gut.

2. Er steigt auf die Berge,
Er wandelt durch das Tal;
Er ladet zum Gebete
Die Menschen allzumal.

3. Und wie in schönen Kleidern
Nun pranget Jung und Alt,
Hat er für sie geschmüdet
Die Flur und auch den Wald.

4. Und wie er allen Freude
Und Frieden bringt und Ruh,
So ruf auch du nun jedem:
„Gott grüß dich!“ freundlich zu.

Ins Volk gedrungen sind auch vielfach die Lieder des Schlesiers Franz Schöniß (1760—1828), des Mittelwälder Horaz, wie man ihn genannt hat.²⁾ Von ihm führt Amst in seiner erwähnten Sammlung die Lieder Ein ländlicher Kirmeschmaus (Nr. 716), A Kermesgefängla (Nr. 717) und Klagen eines Ehemannes (Nr. 718) an, auch den Weiberfeind (Nr. 719) und Fromme Wünsche (Nr. 720) glaubt er ihm zuschreiben zu dürfen.³⁾

Der Bestand des Volksliedschatzes ändert sich natürlich im Laufe der Zeit, einzelne Lieder fallen — früher oder später — der Vergessenheit anheim und werden durch andere abgelöst. Erst in jüngster Zeit sind, wie ich während eines Sommeraufenthaltes in einem Riesengebirgsdorfe feststellen konnte, zwei Lieder dort ins Volk gedrungen, das erste dank der Tätigkeit des Männergesangsvereins, das andere durch die Schule, Karl Römers Im Holderstrauch (Komp. Hermann Kirchner) und Alfred Heins Eine Kompanie Soldaten (Komp. von Friedrich Bauer)⁴⁾.

1. Im Holderstrauch, im Holderstrauch, der blühte schön im Mei,
:: Da sang ein kleines Vögelein ein Lied von Lieb und Treu. ::

2. Beim Holderstrauch, beim Holderstrauch, wir saßen Hand in Hand,
:: Wir waren in der Maienzeit die Glücklichsten im Land. ::

Ausführliche Berichte brachten auch die Schlesische Zeitung, die Schlesische Schulzeitung und die Preussische Lehrerzeitung. Ein Aufsatz über Jacob (mit Verzeichnis seiner Werke) aus meiner Feder soll im nächsten Heft der Mitt. der Schles. Ges. f. Volksl. erscheinen.

¹⁾ Bei diesem wie bei den weiter unten folgenden Liedern muß leider die Melodie des Raummangels wegen fortbleiben.

²⁾ Franz Schöniß, der Mittelwälder Horaz und seine Gläzischen Gedichte. Herausg. von Eduard Langer. Braunau i. B. 1903. Vergl. ferner Paul K l e m e n z, Der Anteil der Grasschaft Glaz an der deutschen Literatur. Glaz o. J., S. 43 ff. und Kurt W a g n e r, a. a. O., S. 15 ff.

³⁾ In Langers Auslese finden sich diese zwei Lieder allerdings nicht.

⁴⁾ Aus einer Beilage zu Paul Kellers Bergstadt.

3. Beim Holderstrauch, beim Holderstrauch, da mußt geschieden sein.
 ;: Komm bald zurück, komm bald zurück, du Allerliebster mein! ;:
4. Beim Holderstrauch, beim Holderstrauch, da weint ein Mägdlein sehr,
 ;: Der Vogel schweigt, der Holderstrauch, der blüht schon lang nicht mehr. ;:

Eine Kompanie Soldaten.

1. Eine Kompanie Soldaten, wieviel Leid und Freud ist das!
 Und es fallen die Granaten in die Kompanie Soldaten,
 Und gar mancher beißt ins Gras, und gar mancher beißt ins Gras.
2. Eine Kompanie Soldaten, o wie singet die so hell,
 Wie die Kerchen über Saaten singt die Kompanie Soldaten,
 Landsturmann und Junggesell, Landsturmann und Junggesell.
3. Eine Kompanie Soldaten, o das ist wie Blut so rot,
 Denn die Feinde sind geraten in die Kompanie Soldaten,
 Und, ach Hauptmann du bist tot, und, ach Hauptmann du bist tot.

Und während des Weltkrieges ist auch das prächtige Matrosenlied von Hermann Köns zum Volksliede geworden. Die Daheimgebliebenen stimmen es ebenso gern an wie die Soldaten im Felde.¹⁾


(Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Vergl. Artur Kutscher, Das richtige Soldatenlied. Berlin 1917, S. 64 f. Zum Soldatenlied im Weltkrieg vergl. Wodes Aufsätze in den Hess. Blättern f. Volkskunde XVI (1917) S. 81 ff. und in den Mitteilungen des Vereins f. sächs. Volkskunde 1918, S. 267 ff. Ein dritter Beitrag folgt später. — Köns' Matrosenlied ist oft vertont worden, z. B. von Hermann Kirchner (Verlag von Hermann Kirchner in Rati-
 bor), Reinhold Schaad, dem Karlsruher Cellisten (Deutscher Wille, 1. Februar-
 heft 1916), Georg Göhler (Verlag von Herm. Kampen, Hamburg 22). Melodien
 auch in den Sammlungen Empor, mein Volk! (Eugen Diederichs, Jena) und Der feld-
 grane Sangesbruder, herausgeg. von Gustav Wohlgemuth (Eugen Diederichs, Jena).
 Aber Köns vergl. Traugott Pilfs Büchlein (Jena 1916), Westermanns Monatshefte,
 Dezember 1914, S. 595 f., Lit. Echo Dezember 1916, S. 338 ff. und das Könsbuch,
 Hannover o. J., 3. Tausend, S. 3—22.

Oberschlesische Sammelmappe.

(Sprechsaal, kleinere Mittheilungen, Berichtigungen,
Ergänzungen, Anfragen.)

Zur geschichtlichen Ortskunde von Ratibor. — Auskunftstelle für ober-schlesische
Volksunterhaltung.

ur geschichtlichen Ortskunde von Ratibor. Im letzten (52.) Bande der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens habe ich die räumliche Entwicklung der Stadt Ratibor in älterer Zeit dargelegt und möchte hier nur kurz auf die dort gewonnenen Ergebnisse hinweisen. Wie bei den meisten schlesischen Städten haben wir auch hier einen Unterschied zwischen der alten slawischen Niederlassung und der sich an diese anschließenden deutschen Neugründung zu machen. Jene ist vielleicht das bei Ratibor gelegene Dorf Altendorf, wahrscheinlicher aber der Ort um das Schloß Ratibor, eine uralte Kastellansburg, die, auf einer Insel gelegen, den Übergang über die Oder deckte. Schon an sich, aber auch nach dem Beispiel anderer Städte, so z. B. des niederschlesischen Glogau, muß man annehmen, daß allmählich auch auf dem anderen Ufer links des Flusses sich an der dort hinziehenden Straße eine Ansiedlung entwickelte. Diese glaube ich in der heutigen Oderstraße nachgewiesen zu haben, die schon durch ihre gebogene Linie in dem sonst ziemlich regelmäßigen Stadtplane auffällt. Solange noch keine Brücke vorhanden war, machte sich die Nothwendigkeit geltend, wenn etwa die Überfahrt gehindert war, aber auch infolge des Anwachsens der Bevölkerungszahl, für die Anwohner des linken Ufers eine Kirche zu besitzen. Diese ist sicher die heutige Kuratalkirche zu St. Jakob, bis 1810 zum Dominikanerkloster gehörig. Die Klöster der Bettelmönche wählten für ihre Anlage meist einen Platz am Rande der Stadt; um so mehr fällt hier auf, daß Kloster und Kirche der Dominikaner hier geradezu am Ringe liegen. Nun haben wir in Breslau, Glogau und Oppeln Beispiele, daß die durch die Begründung einer neuen

Pfarrkirche in der entstehenden deutschen Stadt überflüssig gewordenen alten Pfarrkirchen den Dominikanern überwiesen wurden. Ein solcher Fall liegt, wie ich nachgewiesen habe, auch hier vor, und das erklärt die sonst nicht auftretende Erscheinung einer Klosterkirche an dem vom Verkehr hauptsächlich belebten Marktplatz. Die Begründung des Ratiborer Dominikanerklosters fand im Jahre 1258 statt. Inzwischen war schon (vor 1235) die deutsche Stadt Ratibor nach dem Plane der ostdeutschen Kolonialstädte angelegt worden und hatte auch eine neue Pfarrkirche erhalten. Wahrscheinlich hatten die Mönche schon vor 1258 an der Jakobskirche ein Haus besessen und die Kirche zur Abhaltung ihres Gottesdienstes erhalten, da ja gleich bei Begründung von Deutsch-Ratibor ein Platz für die neue Pfarrkirche ausgespart und sicher auch sofort dort ein Kirchengebäude aufgeführt worden war. Wenn später den Dominikanern von der Pfarrgeistlichkeit Vorwürfe gemacht wurden, daß sie unbefugterweise Pfarrechte ausübten, so beruht das wahrscheinlich auch darauf, daß sie im Besitze der alten Pfarrkirche waren und Anrechte darauf, besonders auch auf den Zehnten, zu haben glaubten. Dieselben Verhältnisse finden wir in Breslau, wo auch die Dominikaner die alte Pfarrkirche zu St. Adalbert erhalten hatten und hier gegen die Klagen der Geistlichkeit zu St. Maria Magdalena Seelsorge ausübten. Diese hier mitgetheilten Ergebnisse meiner Studien beruhen natürlich auch auf urkundlichem Stoffe, die Anregung zu ihnen aber gab der Stadtplan selbst, vor allem die Lage der ehemaligen Klosterkirche am Marktplatz und der gebogene Lauf der Oderstraße. Ich bin dabei nur dem Vorgange anderer Forscher gefolgt, die neben den Urkunden und geschichtlichen Nachrichten seit einigen Jahrzehnten auch den Stadtanlagen selbst ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Auch in Oberschlesien dürfte dadurch für die Geschichte einzelner Städte noch manches erspriessliche Ergebnis erzielt werden. Für Mysłowitz habe ich es schon in dem Aufsatze Alt-Mysłowitz im 8. Jahrgange meiner Monatsschrift (1910) getan.

Dr. Knötel.

Auskunftsstelle für oberichlesische Volksunterhaltung. Der Leiter der Auskunftsstelle, Lehrer Scholz in Oppeln, hat vor kurzem ein Nachtragsverzeichnis der 3. St. in ihrem Besitze befindlichen Lichtbilderreihen herausgegeben. Die Auswahl kann als sehr gut bezeichnet werden. Da sind zunächst die religiösen Reihen, auf die man gerade in Oberschlesien großes Gewicht legen muß. Besonders werden die Reihen des St. Annaberges und oberichlesischer Wallfahrtsorte gern gesehen werden, da sie bei vielen persönliche Erinnerungen auslösen dürften. Aus demselben Grunde sind auch die anderen heimatkundlichen Reihen zu begrüßen. Es seien nur

folgende hervorgehoben: Oberschlesien geschichtlich und geographisch. Aus Oberschlesiens Urzeiten, Schrotholzkirchen, Berühmte Oberschlesier u. a. Die Wendung, die der Krieg genommen hat, wird die große Anzahl Bilderreihen, die ihm entnommen sind, wohl kaum mehr zur Geltung kommen lassen, einzelnes aber wird doch auch weiterhin Teilnahme finden, wie z. B. die Reihen: Soziale Kriegsfürsorge, Kriegsarbeit in Stadt und Land, die sehr aufklärend wirken können und werden. An der Hand anderer Reihen werden die Zuschauer und Zuhörer gern Reisen in der deutschen Heimat und fremden Ländern machen. Auch für die Kleinen ist gesorgt. Höheren Ansprüchen wird dadurch genügt, daß die Auskunftstelle mit dem Dürerbund ein Abkommen getroffen hat, derart, daß er Bilderreihen mit Vorträgen zur Verfügung stellt. Jedemfalls leistet die Auskunftstelle im Rahmen der allgemeinen kulturellen Wohlfahrtspflege in unserem Bezirk auch ihrerseits ihr Bestes.

X. Y.

Monatschronik. Dezember 1918.



Angeborvorgänge. Der im vergangenen Monat beginnende Bergarbeiterstreik flaute am Beginn des Dezember ab, setzte aber an seinem Ende mit erneuter Stärke wieder ein und führte unter Erscheinungen bolschewistischer Art zu betrüblichen Vorgängen. Die Arbeiter wurden von Sendlingen der Spartakusgruppe zu unmäßigen Forderungen verleitet. In einzelnen Stellen ging man zu Tötlichkeiten gegen unbeliebte Leiter und Beamte über. Besonders gefährdet waren die Vorfiswerke und die Werke der Gräflisch Ballesfiremschen Verwaltung. Im Verwaltungsgebäude der Schlesischen Zinkhüttenaktiengesellschaft in Lipine kam es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen dem herbeigekommenen Militär und den Streikenden, bei dem einer der letzteren getötet, mehrere verwundet wurden.

Am 31. Dezember fanden in Kattowiz in Anwesenheit des Volksbeauftragten Landsberg und des preussischen Ministers Hirsch Verhandlungen wegen Beilegung der Bewegung statt; es wurde dringend zur Aufgabe der wilden Streiks ermahnt und weitere Verhandlungen zur Prüfung der Arbeiterforderungen vorgesehen.

Infolge eines Streiks der Angestellten der elektrischen Straßenbahn ruhte der Verkehr einige Tage völlig.

Die polnische Frage beschäftigte die Gemüter lebhaft. Die polnische Regierung in Warschau schrieb auch für die polnischen Gebiete Preußens Wahlen für die polnische Nationalversammlung aus, und zwar für Bentzen mit 9 Mandaten, Kattowiz mit 11, Neisse mit 8 und Oppeln. Gegenüber der zunehmenden Agitation für Anschluß Oberschlesiens an Polen erfolgten zahlreiche Einsprüche von Seiten von Stadtverwaltungen und Vereinen. Am 9. Dezember fanden fast in allen Städten zahlreich besuchte Versammlungen statt, die gegen die Einverleibung in Polen Einspruch erhoben und sich zum Teil in darauf bezüglichen Beschlüssen dagegen aussprachen. Der Grenzschutz wurde verstärkt.

Eine Bewegung zur Begründung eines besonderen Freistaates Oberschlesien fand wenig Teilnahme und wurde von deutscher wie polnischer Seite abgelehnt.

Einsprüche durch die zuständigen Organe der beiden Kirchen, der oberschlesischen Rektoren u. a. erfolgten gegen die von dem preussischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung geplante Trennung von Kirche und Staat und gegen die Beschränkung der religiösen Betätigung in der Schule. Die vom Ministerium gewünschte Bildung von Schulgemeinden und Schüllerräten wurde fast überall mit bedeutender Mehrheit der Lehrer und Schüler abgelehnt.

Das deutsche Bürgertum organisierte sich besonders in Hinblick auf die am 19. Januar stattfindenden Wahlen zur Nationalversammlung in der deutschen demokratischen Partei, der deutschnationalen und katholischen Volkspartei.

Industrie. Die Kohlenförderung ist durch verschiedene Umstände stark beeinträchtigt, vor allem durch die Arbeiterausstände und die Herabsetzung der Arbeitszeit. Die Kohlenindustrie leidet darunter, sowie unter den Lohnsteigerungen so sehr, daß ein Zusammenbruch kaum zu vermeiden sein wird. Auch die Koksherstellung hat eine starke Verminderung erfahren, ebenso die Herstellung der Nebenerzeugnisse. Die Lage der oberschlesischen Eisenindustrie ist gleichfalls recht unerfreulich. Wohl sind die Werke genügend mit Aufträgen versehen, doch wird durch die kritischen Zustände im Bergbau natürlich auch die Eisenindustrie stark in Mitleidenchaft gezogen. Die Eisenpreise wie die für Kohle mußten bedeutend erhöht werden. Infolge der großen Arbeiterschwierigkeiten verschlechterte sich die Lage der oberschlesischen Eisenindustrie von Tag zu Tag. Die riesigen Summen, die zur Aufbesserung der Löhne gezahlt werden müssen, haben bereits verschiedentlich die Übergangswirtschaftsreserven angegriffen. Wahrscheinlich werden sämtliche Montanunternehmen Oberschlesiens dividendenlos bleiben.

Die Berginspektion 2 der Königin Luisegrube errichtet auf dem Gelände gegenüber dem Ostfelde ein Schlaflhaus, das zur Aufnahme der Arbeiter dienen soll, die aus dem Felde zurückkehren.

Bergrat Weiphal wurde zum Revierbeamten des Bergreviers Süd-Kattowitz ernannt, Bergrat Brunner mit der Verwaltung des Bergreviers Nord-Kattowitz beauftragt und Berginspektor Koch, bisher im Bergrevier Nord-Kattowitz, dem Bergrevier Süd-Kattowitz überwiesen.

Verkehr. Der Bau der Eisenbahn Neustadt — Friedland — Lamsdorf soll bald in Angriff genommen werden. Der Kreis Neustadt beschloß, ihn als Notstandsbauprojekt auszuführen.

Im Dezember fand eine kleine Aufbesserung des Wasserstandes der Oder statt, sie konnte aber nur zum Teil nutzbar gemacht werden. Die allgemeine wirtschaftliche Lage machte eine Erhöhung der Schifferfrachten erforderlich.

Landwirtschaft. Der Stand der diesjährigen Herbstsaaten ist durchweg befriedigend, die Felder haben sich kräftig entwickelt, so daß die Saaten voraussichtlich gut überwintern werden. Leider macht sich in verschiedenen Teilen Oberschlesiens ein starker Mäusefraß bemerkbar.

Bei der fürstlich Eichnowskyschen Forstverwaltung wurde Oberförster Riedel in Kuchelna zum Forstmeister, Forstverwalter Gerl in Grätz zum Oberförster ernannt.

Regierung. Kreis- und Gemeindeangelegenheiten. Der Kreistag Rybnitz beschloß, den Bürgermeister Dr. Kupaschek als Landrat für den Kreis Rybnitz vorzuschlagen.

Bürgermeister Saalmann in Pleß wurde zum Kreisdeputierten des Kreises Pleß gewählt.

Der oberschlesische Städtetag hielt unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Bernert-Ratibor eine Vorstandsitzung ab. Zum Mitglied des Vorstandes wurde Stadtverordnetenvorsteher Justizrat Kammer-Eobischitz gewählt. Zum Vorsitzenden des Vorstandes wurde Oberbürgermeister Bernert (Ratibor) und zu dessen Stellvertreter Oberbürgermeister Dr. Brünning (Bentzen) wiedergewählt. Bürgermeister Werner in Königshütte hat dem Vorstande eine Denkschrift über die Hygiene

not überreicht, von welcher Kenntnis genommen wurde. Eine eingehende Aussprache erfolgte über die Errichtung einer Gemeindebeamtenschule. Es wurde beschlossen, diese am 1. April 1919 ins Leben zu rufen.

Bestätigt wurde die Ersatzwahl des Tischlers Adolf Klose in Königshütte als unbesoldeter Stadtrat, ebenso die Ersatzwahl des Gewerkschaftssekretärs Eßfleiter in Kattowitz als unbesoldeter Stadtrat, ferner die Wiederwahl des Kommissionsrats Mühle, des Kaufmanns Haberkorn und des Direktors Fritsch, sämtlich in Myslowitz als unbesoldete Stadträte und Notars Bernard in Lublinitz als unbesoldeter Ratmann.

Die Stadtverordnetenversammlung in Gleiwitz wählte anstelle des besoldeten Stadtrats Dr. Krug den derzeitigen städtischen Hilfsarbeiter Warlo, einen Sohn des verstorbenen Stadtrats und Reichstagsabgeordneten Warlo, für die verstorbenen unbesoldeten Stadträte Rawitz und Burek den Eisenbahnbeamten Hermann und den Vorarbeiter Kubecko.

Heereswesen. Dem Oberst z. D. von Arnim, Kommandeur des Landwehrbezirks Beuthen O.-S., wurde der Abschied mit Pension bewilligt.

Garnisonverwaltungs-Oberinspektor Rosenfeld in Gleiwitz wurde auf seinen Antrag mit Pension in den Ruhestand versetzt.

Kirche. Fürstbischof Dr. Bertram stattete aus Anlaß des goldenen Jubelfestes des Vereins christlicher Mütter der Stadt Ratibor einen Besuch ab.

Kaplan Dzialewior aus Krappitz wurde zum Lokalisten an der Huldshinsky-Kapelle in Gleiwitz ernannt.

Der Priesterhausinspektor des Kapellenberges bei Neustadt O.-S., Franziskanerpater Hilarius Scholz in Reisse, feierte sein 50jähriges Jubelfest als Mitglied des Ordens vom heiligen Franziskus.

Administrator Ujeschny wurde zum Pfarrer in Leobschütz berufen.

Schule. Dem Semnaldirektor Könen in Leobschütz wurde die Kreis- und Ortsschulaufsicht über die katholischen Schulen in Gröbnitz, Königsdorf, Sobischütz, Schlagenberg und Schönbrunn übertragen.

Wohlfahrtspflege. Die Oppelner Portland-Zementfabriken, vormals F. W. Grundmann, stifteten für das Rote Kreuz 300 Mark.

Todesfälle. Im Laufe des Dezember starben Staatsanwalt Weiche-Ratibor, Regierungsrat Dr. Oswald von der Eisenbahndirektion Kattowitz, die Studienräte Pautsch und Beschorner aus Oppeln, Gymnasialoberlehrer a. D. Professor Hawlitschka in Gleiwitz (94 Jahre alt), Erzpriester und Geistlicher Rat Knappe in Oberglöga, Pastor Dr. Steffen-Beuthen O.-S., Bürgermeister a. D. Freyhube in Oberglöga, die Stadträte Gasmann und Rothenstein in Gleiwitz, Stadtkämmerer Rawitz in Breslau, früher in Gleiwitz, die langjährige Leiterin der städtischen Krankenklische in Ratibor, Oberin Peregrina.

Unfallsfälle. In Tarnowitz ging einem Soldaten beim Entladen seines Gewehrs ein Schuß los und tötete den Schüler Josef Fiedler; ein zweiter Schüler wurde an der Hand schwer verletzt.

Der Arbeiter J i o l a in B e u t h e n O. S. t ö t e t e aus Unvorsichtigkeit mit einem Tefschin seinen e i n z i g e n Sohn.

Der 11 Jahre alte Knabe M i t t i a s in H i n d e n b u r g brach beim Überschreiten der Eisdecke auf dem Deichsfelschen Teiche ein und e r t r a n k.

Verbrechen. Schlafhausverwalter S t r o n k auf C a r n a l s f r e u d e g r u b e t ö t e t e seine Frau nach einem Streit durch einen S c h u ß in das Herz und versuchte sich dann selbst zu erschießen.

Berichtigung. In der Besprechung des Schlesischen Mäusen Almanachs im Dezemberhefte muß es auf Seite 288, Zeile 6 von oben, heißen: Johanna S c h o l z statt M ü l l e r. Die in unserer Monatschrift schon mehrfach erwähnte begabte Künstlerin ist Zeichenlehrerin in Oppeln.

Eingänge bei der Schriftleitung.

(Besprechung einzelner vorbehalten.)

- Birt, Theodor, Sokrates der Athener. Leipzig 1918. Quelle und Meyer.
- Brann, M., Ein neuer Grabsteinfund in Breslau. (Sonderabdruck aus der Monatschrift „Geschichte und Wissenschaft des Judentums“, 62. Jahrgang). Breslau H. M. Favorite.
- Brann, M., Der Silberschatz der Jülzer Jüdingemeinde. (Sonderabdruck aus „Ost und West“, illustrierte Monatschrift für das gesamte Judentum. 18. Jahrgang, 10. Heft. Berlin 1918.
- Bretschneider, Paul, Der Pfarrer als Pfleger der wissenschaftlichen und künstlerischen Werte seines Amtsbezirks. Breslau 1918. Franz Goerlich.
- Nachtragsverzeichnis der Lichtbilderreihen. Herbst 1918. Im amtlichen Auftrage bearbeitet von dem Leiter der Auskunftsstelle für oberschlesische Volksunterhaltung in Oppeln.
- Ruffert, Bernhard, Sagen der Stadt Neisse. Neisse 1918. Joseph Gravenurs Verlag (Gustav Neumann).
- Ruffert, Bernhard, Sagen aus dem Landkreis Neisse. Neisse 1918. Joseph Gravenurs Verlag (Gustav Neumann).
-